Die männliche Art Jesu

Von

Prof. D. Johannes Leipoldt

Zur gefl. Besprechung

Leipzig 1918
A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung Werner Scholl

Preis: M. 1.—

A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung Werner Scholl, Leipzig
Königstraße 25

Nietzsche.

Ein akademisches Publikum von Professor **R. H. Grützmacher.**

Dritte verbesserte u. verkürzte Auflage. 1917. VI, 144 Seiten. M. 2.80

Inhalt: Nietzsches Leben und Charakter. — Nietzsches Werk. — Nietzsches Stellung zu Kultur, Kunst und Wissenschaft. — Nietzsches Stellung zum Leben des Einzelnen und den sozialen Gemeinschaftsformen. — Nietzsches Stellung zu Moral, Religion und Christentum. — Nietzsches Grundideen: Der Wille zur Macht, der Uebermensch, die ewige Wiederkunft aller Dinge.

Paulus und die Mystik seiner Zeit.

Von Privatdoz. Lic. **Kurt Deißner.** 1918. 128 Seiten. M. 3.60

Inhalt: I. Geschichtl. Ueberblick. II. Die Lehre vom doppelten Ich. A. Das Verhältnis zwischen dem Pneumabesitz u. d. Erkenntnis. B. Der Begriff *τέλειος—πνευματικός*. C. Der geschichtl. Hintergrund. D. Die Doppelheit der Persönlichkeit. III. Glauben und Schauen. IV. Die unio mystica.

Der Hebräerbrief ein Sendschreiben des Apollos an Judenchristen der korinthischen Gemeinde.

Von Pastor D. **Heinrich Appel.** 1918. 46 S. M. 1.20

Theologische Festschrift für G. Nathanael Bonwetsch zu seinem siebzigsten Geburtstage (17. Febr. 1918).

Dargeboten von D. H. Achelis-Bonn, D. P. Althaus-Leipzig, D. A. Bertholet-Göttingen, Dr. G. Bonwetsch-Berlin-Dahlem, D. Th. Haering-Tübingen, D. K. Knoke-Göttingen, D. F. Meyer-Göttingen, D. E. Mirbt-Göttingen, D. R. Seeberg-Berlin, D. C. Stange-Göttingen, Lic. R. Steinmetz-Hann.-Münden, D. A. Titius-Göttingen, D. J. v. Walter-Wien. 158 Seiten. M. 5.—

Theologischer Lehrgang für die feldgraue Geistlichkeit in Ost und West.

Berichte der Referenten herausgegeben von Pastor Lic. **G. Füllkrug,** Direktor im Zentralausschuß für die Innere Mission der deutschen evangelischen Kirche. 1918. VI, 142 Seiten. M. 4.—

A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung Werner Scholl, Leipzig
Königstraße 25

Vademecum für angehende Theologen

von **Dr. Fr. H. R. v. Frank. Zweite Auflage** bearb. u. gekürzt von Prof. D. **R. H. Grützmacher,** Erlangen. 1918. 265 S. M. 5.—, geb. M. 6.50

Gewicht 300 resp. 350 (geb.) Gr. als Feldpostbrief für 20 Pf. versendbar.

Inhalt: I. **Lebensaussichten.** — II. **Den Aufrichtigen läßt es Gott gelingen.** — III. **Anfang d. Universitätsstudiums.** Religionsunterricht. Theolog. Schwierigkeiten a. d. Univ. Schriftlesung u. Gebet. Bildung d. theolog. Ueberzeugung. Studium d. Philosophie. Studium d. allg. Religionsgeschichte. Studium d. alt. Sprachen u. d. Deutschen. Studium d. hebr. Sprache. Gewinn e. allgem. Bildung. — IV. **Universitätsleben.** Universitäten i. Mittelalter u. i. d. Reformationszeit. Universitäten i. 17. u. 18. Jahrh. Universitäten i. 19 u. 20. Jahrh. Entwicklung d. Studententums i. 19. Jahrh. Akadem. Freiheit. Gemeinschaft u. Freundschaft. Student. Gemeinschaftsformen. Verbindungswesen. Verlobungen. Wahl d. Pfarrfrau. Christl. Verbindungen. Duell. Kollegbesuch. Wechsel d. Univ. — V. **Mitte u. Ende d. Universitätsstudiums.** Studium d. systemat. Theolog. Naturwissenschaftl. Probleme. Erkenntnistheorie. Natürl. u. geistl. Erkenntnis. Kirchl. Lehrentwicklung. Oekumen. Luthertum. Theologie d. alt. Kirche u. d. Mittelalters. Luther u. Melanchthon. Luther. Bekenntnisschriften. Dogmatik d. 16. u. 17. Jahrh. Pietismus, Philosophie, Rationalismus. Monistische Philosophie. Schleiermacher. Neult. liberale Theologie. Neuere kirchl. Theologie. Ritschlsche Theologie. J. Kaftan u. W. Herrmann. Harnack. Die „histor. Jesusbilder. Religionsgeschichtl. Theologie. Neuprotestantismus. Erlanger Theologen: Hofmann, Frank, Ihmels. Bibl. Theologie: Cremer u. Kähler. Predigt u. Katechese. Eth. Predigten. Erste Predigten. Liturgie, Kirchenlied, Erbauungsliteratur. — VI. **Persönliche Lebenshaltung.** Jugendlichkeit. Deposition. Mannheit. Amtswürde. Verfestigung. Geistige Selbstzucht. Selbstbeherrschung. Haltung. Ihr seid Christi. Alles ist Euer.

Die Grundwahrheiten der christl. Religion.

Von **Prof. D. Dr. R. Seeberg-Berlin. Sechste Auflage.** 1918. VII, 182 Seiten. M. 4.50.

Inhalt: Urspr. u. Wesen d. Religion. Religionen d. Menschheit u. d. absol. Religion. Christentum als d. absol. Religion. Beweis der absol. Religion. Glaube u. Liebe. Christentum als positive Religion. Kirchl. Dogma. Offenbarung Gottes in J. Christo. Der freie Mensch u. d. allwirksame Gott. Wesen der menschl. Sünde. Ursprung u. Ausbreitung d. Sünde, d. Erlöser d. Sünde. Person J. Christi. Werk Christi. Gemeinde J. Christi. Entstehung u. Entwicklung d. neuen Lebens d. Christen. Der sittliche Kampf um das neue Leben und sein Ziel.

Das Buch wendet sich an gebildete Christen aller Kreise und zeigt in positivem Aufbau das Christentum wie es den Gebildeten unserer Tage zugänglich gemacht werden kann und soll.

Adelsblatt:
Wir brechen hier ab. Ist's doch nicht unsere Absicht, unseren Lesern durch diese Zeilen die Lektüre des Buches zu ersetzen und überflüssig zu machen, vielmehr sie dazu anzuregen. Sie wird nicht nur hohen Genuß gewähren, sie ist für den, der unserer Zeitgeschichte aufmerksam folgt, unerläßlich; denn das Buch wird die öffentliche Diskussion erheblich und auf längere Zeit beeinflussen. Den Eindruck aber wird jeder durch dasselbe gewinnen, daß es etwas Herrliches ist um den rechten persönlichen, sieghaften Christusglauben.

A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung Werner Scholl in Leipzig
Königstraße 25

Soeben erschien:

Ewiges Leben.

Von Geh.-Rat Prof. D. Dr. **R. Seeberg**, Berlin.

Dritte Auflage. 1918. VIII, 113 S. M. 2.40, ged. M. 3.50.

Inhalt: 1. Die Leidtragenden. 2. Leben, altern, sterben, totsein. 3. Das geistige Ich und die materialistische Seelenlehre. 4. Forteristenz und Fortleben. Die Religionsgeschichte. 5. Die verstandesmäßige Betrachtung der Welt. 6. Die Welt als Leben und Wille. 7. Die Erfassung des Lebens. Empfindung, Wille, Denken. 8. Das geistige Leben. 9. Der Geist und die Geister. 10. Ewiges geistiges Leben, Seligkeit. 11. Die Zerstörung des ewigen seligen Lebens durch das Böse. 12. Die Erlösung zum Leben durch den Geist Christi. 13. „Auferstehung des Fleisches". 14. Das jüngste Gericht im Neuen Testament. 15. Das doppelte Ende. 16. Unsere Furcht vor dem Tode. Das persönliche Fortleben. 17. Christus die Höhe des Geistes und das ewige Leben. 18. Das ewige Leben im deutschen Kirchenlied. 19. Die Unreifen, Ungläubigen und das ewige Leben. 20. Das Wiedersehen. 21. Die ewige Seligkeit. 22. Weltgericht und Weltgeschichte. 23. Die Hölle. 24. Zwei Bilder. — Anhang: Das Rätsel des Spiegels.

Tägliche Rundschau, Berlin: Die Schrift erreicht, was sie gewollt, sie legt Zeugnis ab vom Leben in diesen Tagen großen Sterbens. Und sie zeigt uns die Gewißheit unseres Glaubens in ihrer Größe und Tiefe.

Die Wartburg: Es ist für die Leidtragenden bestimmt, und ihnen hat Seeberg in der ihm eigenen eindringlichen Art vieles zu sagen. Wo Trauer ist, soll man das Buch schenken. Man darf des innigsten Dankes gewiß sein.

Christl. Freiheit: Das Buch ist auf die Gebildeten unter den Leidtragenden des Krieges berechnet und wird sie fördern.

Positive Union: Seebergs Buch fesselt so vom Anfang bis zum Ende.

Die Gegenwart und das Ende der Dinge.

Von Geh.-Rat Prof. D. **P. Feine**, Halle a. S. 1918. 40 S. M. 1.—

Inhalt: Heutige Stimmen über das Ende der Dinge. — Die Person Jesu als Mittelpunkt der Geschichte. — Wie kommt das Reich Gottes? — Zustand der Vollendung. — Wann kommt das Ende der Dinge.

Es ist so recht geeignet, über ein schwieriges Gebiet aufzuklären und einen ernsten und doch freudigen Zukunftsglauben zu stützen und zu stärken.

Leipziger Neueste Nachrichten:
Die Schrift ist ein rechtes Wort zur rechten Zeit. Grundsätzlich wird zwischen Wahrsagung und Weissagung geschieden, und gegenüber aller bloßen Phantasterei leuchtet der starke, tröstliche, echte Bibelglaube. Dieses kleine, aber sehr inhaltvolle Buch sollte in recht viele Häuser kommen. Es ist eine Schrift, die über den Tag hinaus ihren wirklichen Wert hat.

Deutsch. Lehrer-Bl.:
Das durchaus gemeinverständlich geschriebene Büchlein sollte in recht viele Hände kommen. Es ist so recht geeignet, über ein schwieriges Gebiet aufzuklären und einen ernsten und doch freudigen christlichen Zukunftsglauben zu schützen und zu stärken.

Anzeiger des christl. Vereins junger Männer, Dresden:
Die Schrift ist zeitgemäß. Die Frage nach dem Ende aller Dinge bewegt jetzt viele besinnliche Gemüter. Der Weltkrieg mit seinen unerhörten Erlebnissen gibt ja eine gewisse eigenartige Beleuchtung zu den endgeschichtlichen Aussagen der Bibel.

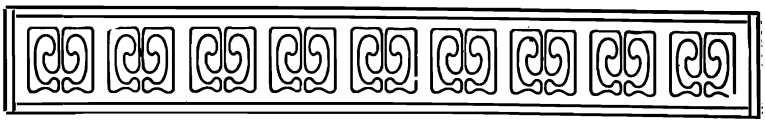
G. Pätz'sche Buchdr. Lippert & Co. G. m. b. H., Naumburg a. d. S.

Die männliche Art Jesu

Von

Prof. D. Johannes Leipoldt

Leipzig 1918
A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung Werner Scholl



Wenn wir unsere Frauen und Kinder fragen, wie sie sich Jesus vorstellen, so erhalten wir immer die eine Antwort: eine ruhige Gestalt, das Gewand lang, in satte Farben getaucht, mit schönem, breitem Faltenwurfe, das Antlitz weich und lieblich. Dies Bild des Herrn ist heute volkstümlich. — Es ist nicht von heute. Es empfing die Ausprägung, die jetzt herrscht, von den Nazarenern. Aber schon die Orthodoxen und besonders die Pietisten gefielen sich darin, Jesus als den schönsten unter den Menschenkindern vorzustellen (Ps. 45, 3). Ja, bereits in altchristlicher Zeit liegen die Anfänge des weichen Jesusbildes. Der Gottesbegriff, der damals heimisch war, betont, daß Gott von menschlicher Art fern gehalten werden muß. Jesus ist Gott. Also kann er, trotz seiner echten Menschlichkeit, nicht mit Dingen belastet sein, die wie menschliches Leiden oder menschliche Leidenschaft anmuten.

Nun macht sich heute eine starke Strömung gegen die Nazarener geltend. Künstler gehen entschieden voran. Dichter: bekannt der Ausruf, in den Wilhelm von Polenz vor einem Christusbilde ausbricht: „Nein Herr! So hast Du nicht ausgesehen." Maler: ich denke etwa an den Rendsburger Baldurverehrer Ludwig Fahrenkrog, der bis zur Grenze des Möglichen ging. Er schuf einen neuen Christustyp: bartlos, mit kurzem, schwarzem Haare und hart blickenden Augen, aus denen doch heißer Eifer um die Seele der Menschheit glüht. Der Krieg bringt uns dies Bild näher. Vor einigen Wochen sah ich ein Fahrenkrogsches Jesusbild das erste Mal auf einer Ansichtskarte: Jesus redet mit einem Kinde. Die Unterschrift lautete: Die Seele deines Kindes. Aber der Kenner merkte sofort, daß es Jesus ist, der um die Seele des Kindes wirbt. — So neu uns diese Art Jesus zu schauen scheint: sie ist

auch nicht neu. Beispielshalber legten unsere Väter zur Zeit der Rechtgläubigkeit auch auf das Wort des alten Bundes Gewicht: Er hatte keine Gestalt, noch Schöne (Jes. 53, 2). Etwas von dieser Auffassung macht sich in den Christusbildern Rembrandts geltend: man würdigt sein Christusbild nicht, wenn man es rein unter dem Gesichtspunkte der Schönheit wertet; deutlicher macht sich die Absicht geltend, den Herrn als Urbild der Kraft zu zeichnen. — Und das Wichtigste: wir können das Jesusbild, das dem nazarenischen entgegensteht, bis auf die älteste evangelische Überlieferung verfolgen. So sicher in ihr Jesus als Gott verehrt wird, so sicher wird ihm, als Menschen, männliche Art beigelegt. Es lohnt sich, dem nachzugehen.

1. Freilich ist es schwer, den seelischen Unterschied von Mann und Frau auf eine kurze Formel zu bringen. Der Unterschied ist fließend. Es ist für das Wesen der Frau wohl zunächst bezeichnend, daß sie mehr nachschafft, als schafft. Es ist ihre Gabe, sich in die Seele anderer zu versenken. Aber es ist ihr nicht in dem Maße gegeben, neue Wege zu weisen oder gar gegen Widerstände zu erzwingen. Jesus ist ein Schaffender. Wer den Lauf der Geschichte überblickt, muß sogar sagen: es gibt keinen, der ebenso, wie er, sich wider die geistige Welt seiner Zeit zu stellen wagt.

Wir könnten den Tatbestand schärfer fassen, wenn wir mehr von der menschlichen Entwickelung Jesu wüßten. Lukas erzählt vom Zwölfjährigen im Tempel. Viele nannten damals Gott ihren Vater. Jesus spricht von Gott seinem Vater in besonderem Sinne. Schon das Jesuskind ist gewohnt, eigene Wege zu gehen, und zwar in Fragen der Frömmigkeit, die ihm schon damals über alles hinausragen. Diese eigenen Wege werden, trotz ihrer Ungewöhnlichkeit, von den geltenden Männern angestaunt. — Was sich durch Rückschlüsse über die Jugend Jesu gewinnen läßt, ist wichtiger. Jesus eignet sich genaue Kenntnis des pharisäischen Judentums an. Er wird nicht Schüler eines berühmten Rabbis:

dazu wird es ihm an Zeit, seiner Familie an Geld, beiden vielleicht an Neigung fehlen. Das Leben der Pharisäer vollzog sich so öffentlich, daß jeder ihre Eigenart erfaßte, der die Augen auftat. Und was sich dem Auge verbarg, enthüllte pharisäischer Vortrag in der Synagoge: solchen zu hören, war auch in Galiläa Gelegenheit. Aber Jesus wahrt sich Freiheit vor den Pharisäern, obwohl es sonst nur wenige unter seinen frommen Landsleuten gab, die den Pharisäern nicht folgten. Jesus lebt im Alten Testamente anders, als Hillel und Schammai. In Äußerlichkeiten der Schriftauslegung mag man Berührungspunkte finden. Jesus allein erfaßt die Grundgedanken prophetischen Geistes: wahrt sich freilich auch die Freiheit, Teilen des Alten Testamentes nur eine Bedeutung für Zeit beizulegen (der Gedanke des Paulus klingt an: das Gesetz ein Pädagog). Und der ganze Maßstab der Bibelauslegung, dessen Anerkennung die Pharisäer als heilsnotwendig ansahen, fällt für Jesus hin: die Überlieferung. — Im Ganzen ist auch das ein Beweis der Selbständigkeit Jesu, daß wir so wenig von seiner Entwickelung erfahren. Schon die Verfasser unserer Evangelien scheinen hier nicht Bescheid zu wissen: Jesus selbst hält es darnach nicht für seine Pflicht, davon zu erzählen. Er gehört zu den großen Schweigern, findet den Weg selbst, ohne sich auszusprechen. Die Männer und Frauen seiner Heimat sind überrascht, wie er eines Tages in ihrer Synagoge einen Lehrvortrag hält.

Schon dadurch, daß Jesus schweigt, bis die Stunde kommt, wirkt sein Auftreten gewaltig. Das umso mehr, als auch die Redeweise Jesus von seinen Zeitgenossen scheidet. Gewiß: er lernt von Pharisäern und bedient sich ihrer Fachausdrücke und Schlußformen, ihrer Lieblingsworte und Bildreden. Aber er besitzt darüber hinaus einen Schatz eigener Wendungen. Bildreden gehen in der alten Welt, mehr als heutzutage, von Mund zu Mund: nur die Meister der Darstellung machen sich von der Überlieferung frei. So ist in den Kreisen der Pharisäer „Sauerteig“ ein Bild

für den bösen Trieb im Menschen (man denkt bei dem Gären an die bösen Gedanken, oder erinnert sich der Notwendigkeit, vor dem Passa den Sauerteig aus den Häusern zu entfernen). Jesus weiß, daß das Bild in dieser Richtung festgelegt ist (Mt. 16, 6). Aber er ist so frei, das Bild umzubilden: er stellt mit ihm das Höchste dar, was es an göttlichen Gütern gibt: das Himmelreich (Mt. 13, 33). Das zeigt, daß Jesus in die Reihe der schöpferischen Meister des Wortes gehört. Aber auch der Inhalt seiner Reden ist schöpferisch.

Niemand kann seinen Lebensweg ganz ohne Führer gehen. Jesu Führer ist insbesondere Johannes der Täufer. Auf den sinnenfälligen Anschluß an ihn legt Jesus Gewicht. Eine Anzahl Jünger sammelt Jesus aus dem Täuferkreise: auf das Volk im Morgenlande mit seinem lebhaften Verständnisse für bedeutungsvolle Taten wirkt das stärker, als ein fein geschliffenes Wort. Aus demselben Grunde läßt sich Jesus, der Sündenreine, von Johannes taufen: es stört ihn nicht, daß die Taufe zunächst Taufe der Buße zur Vergebung der Sünden ist. Dennoch wahrt Jesus auch vor dem Täufer Selbständigkeit. Er ist nie sein Schüler. Seine ganze Art ist von der des Täufers so verschieden, daß auch das Volk die beiden unterscheidet, sogar Verse prägt auf den Unterschied (Mt. 11, 18 f.). Jesus redet von Johannes gern in ehrerbietiger Weise: er ist mehr, als Prophet. Aber er betont auch, daß die neue Zeit mit Jesus beginnt und nicht mit dem Täufer: der kleinste im Himmelreiche ist größer, als er.

So ists vor allem Hoheitsbewußtsein, das Jesus vom Täufer und anderen Zeitgenossen trennt. Dabei ist nicht das bezeichnend, daß Jesus Messias sein will. Das wollen andere auch: wir wissen nicht einmal die Namen all derer, die hier zu nennen wären. Aber die anderen wollen Messias sein, weil sie bitteren Haß in ihrem Herzen nähren: sie trauen sich die soldatische Fähigkeit zu, mit einem kleinen Häuflein gegen das stolze Rom zu Felde

zu ziehen. Anders der Herr. An ihn tritt auch der versuchliche Gedanke heran: Soll ich nach der Herrschaft über alle Reiche der Welt streben? Aber das geschieht vor Beginn der öffentlichen Wirksamkeit. Von da an ist es Jesu Gewißheit, daß er der Heiland seines Volkes sein soll, der es von Sünde befreit. — Diese Auffassung des Messiasberufes ist neu. Darum gibt Jesus sein Selbstbewußtsein nur zurückhaltend zu erkennen: auch hier ist er der große Schweiger. Mit Andeutungen beginnt er, die auf das Große vorbereiten. Dann, lange nach dem Abschlusse der galiläischen Wirksamkeit, gibt sich Jesus den Jüngern zu erkennen, und nur mit dem ausdrücklichen Gebote, niemandem etwas zu verraten. Erst später sollen die Jünger auf den Dächern predigen, was sie ins Ohr gehört haben. Endlich, wenige Tage vor seinem Tode, zu einer Zeit, da Jesus den Tod nahe vor sich sieht, erfolgt der Einzug in Jerusalem: eine von Jesus geplante Kundgebung, die allem Volke seinen messianischen Anspruch deutlich macht. Einzelheiten stellen noch schärfer heraus, daß hier ein Neues in die Geschichte eintritt. Besser, als das Volk, sind die Zwölf auf Jesu Gedanken von messianischer Hoheit vorbereitet. Aber nicht einmal ihr Führer vermag diese Gedanken zu Ende zu denken. Er ist der erste, der in Jesus den Verheißenen schaut. Er ist auch der erste, der an den Leidensweissagungen Jesu Anstoß nimmt: Satan nennt ihn Jesus, wegen der Härte seines Widerspruchs.

Die Größe Jesu beschränkt sich nicht auf das Selbstbewußtsein, sondern zieht sich durch alle Teile der Predigt durch. Man darf eine seelische Wechselwirkung annehmen. Das hohe Selbstbewußtsein schärft den Blick für die Mängel in der Frömmigkeit des Spätjudentums. Und die Erkenntnis, daß die vielen Lehrer der Juden nicht zu einer genügenden Anschauung gelangten, stellt das Hoheitsgefühl sicher.

Mit den Juden der Zeit hält der Herr die gesamte Menschheit für sündig. Nur er, der Messias, ist eine Ausnahme: auch

diese Ausnahme läßt sich aus jüdischen Gedanken begreifen. Aber schon die Stimmung ist bei Jesus anders. Die Juden ergeben sich, in ihrem Schmerze über die Sünde, gern dem Weltschmerze. Besonders im apokalyptischen Schrifttume finden sich Belege. Es gehört zum Wesen der Apokalyptik, die Gegenwart für böse zu halten. Da hören wir den Seufzer: Wäre Adam nie geboren! Auch in der Predigt des Herrn tritt der Gedanke an das Weltende kräftig auf. Und es fehlt nicht die Stimmung, in der der Wunsch des Niegeborenwerdens auftaucht. Aber dieser Wunsch bezieht sich, wo Jesus ihn ausspricht, auf Einzelne, die schweres Ärgernis geben und deshalb besondere Strafe verdienen. Nach Belegen für die Lehre von der allgemeinen Sündhaftigkeit muß man bei Jesus geradezu suchen. Man findet den deutlichsten in einem Nebensatze: „Ihr, die ihr böse seid" (Mt. 7, 11). Es überwiegt die fröhliche Stimmung, in der den Menschen etwas zugetraut wird. Von einem Pharisäer urteilt Jesus: „Du bist nicht ferne vom Reiche Gottes" (Mk. 12, 34). — Das Weltschmerzhafte der jüdischen Sündenvorstellung offenbart sich vor allem darin, daß das Leid des Menschen als Strafe für besondere Sünde gilt. Die Welt erscheint als Strafanstalt, und zwar so, daß auch der Tod nicht ohne Weiteres der Entlassung aus der Anstalt entspricht: er gilt zunächst auch als Strafe für besonders schwere Sünde. Mit dieser Verknüpfung von Sünde und Leid räumt Jesus auf. Seine Jünger sind noch in jüdischen Gedanken befangen: sie fragen: „Rabbi, wer hat gesündigt, dieser oder seine Eltern, daß er blind geboren wurde?" Jesus lehnt die Fragestellung mit solcher Schärfe ab, daß er die Gefahr in Kauf nimmt, nach einer anderen Richtung mißverstanden zu werden: „Weder dieser sündigte, noch seine Eltern; sondern (er ward blind), daß die Werke Gottes an ihm geoffenbart werden" (Jo. 9, 2 f.). Auch die sind in jüdischen Gedanken befangen, die Jesus von den Galiläern erzählen, deren Blut Pilatus mit ihren Opfern vermischte. Die Erzähler stehen vor einem Rätsel.

Galiläer, die die Reise nach dem Tempel nicht scheuen, sind fromme Leute; und nun werden sie hart gestraft. Wieder lehnt Jesus ab, die besondere Todesart als Strafe für besondere Sünde aufzufassen (Lk. 13, 1 ff.).

Jesus kann die jüdische Sündenlehre mit ihrem Weltschmerze überwinden, weil der Weg zum Heile der Menschheit vor seinem Auge steht. Er ist Heiland. Auch die Juden glaubten zu wissen, wie sie einen gnädigen Gott gewännen. Eines der ältesten Stücke der Mischna, der Aufsatz über den Versöhnungstag, bemerkt: „Sünd- und Schuldopfer wegen gewiß begangener Sünden schaffen Sühne. Tod und Versöhnungstag schaffen Sühne zusammen mit Buße. Die Buße schafft Sühne bei leichten Verfehlungen, gegen Gebote und gegen Verbote. Bei schweren Vergehen bewirkt sie Aufschub, bis der Versöhnungstag kommt und Sühne schafft" (8, 8). Ein klarer Gedankengang. Aber zum Frieden führt er nicht. Sühne wirkt teils der Tod, teils das eigene Werk des Menschen, besonders das Opfer. Beides sind unsichere Größen. Der Tod: wer weiß, ob die Sünde nicht größer ist, als daß der Tod sie sühnt! Das Werk des Menschen: wer weiß, ob es in der vorgeschriebenen Weise ausgeführt wurde und dem Maße der menschlichen Sünde genügt! So gelangt der Jude nie zur Heilsgewißheit: es sei denn, daß Gott ihm offenbart, wie dem Seher des 4. Esra, er werde an der kommenden Welt Anteil erhalten. — Eine andere Welt tritt uns in der Predigt Jesu entgegen. Der Versöhnungstag kommt in ihr nicht vor (das Neue Testament erwähnt ihn auch sonst nur selten, im Hebräerbriefe und bei der Reise des Paulus AG. 27, 9). Daß Opfer eine besondere Rolle spielen, wird von Jesus bestritten, unter Verweis auf die alttestamentliche Weissagung. Der Tod wird von Jesus ernst angeschaut: aber daß er Sünden des Sterbenden sühne, tritt nicht zu Tage. Man kann Gott mit nichts versöhnen, was irgendwie in der Gewalt des Menschen liegt. Einmal fragen die Jünger voll Schrecken: „Wer kann denn überhaupt gerettet werden?"

Jesus erwidert: „Bei den Menschen ist das unmöglich; aber bei Gott ist alles möglich“ (Mt. 19, 25 f.). So ist die jüdische Lehre von Lohn und Verdienst grundsätzlich überwunden. Die Bildrede von den Arbeitern im Weinberge, die für ungleiche Arbeit gleichen Lohn empfangen, macht den Eindruck, als sei sie auf eine jüdische Bildrede aufgebaut: diese verändert Jesus, um den Zeitgenossen den Gegensatz zu den jüdischen Lohngedanken einzuprägen. Desto deutlicher zeigt Jesus die Gnade Gottes auf. Auch die Juden nannten Gott ihren Vater; gelegentlich in demselben sittlichen Sinne, wie Jesus: Gott, als Vater der Menschen, kann ihnen nur mit Liebe entgegenkommen. Aber die Juden ließen diesen sittlichen Vaterbegriff nicht ausschließlich zur Herrschaft gelangen, wie Jesus. Sie liebten es wohl, von Gottes Wesen und Eigenschaften in anschaulichen Bildern zu sprechen; aber sie wagten nie, die Gnade Gottes in den Farben zu malen, die der Herr in dem Gleichnisse vom verlorenen Sohne verwendet. — Der Grund dafür, daß Jesus die Gnade Gottes betont, liegt in seinem Heilandsbewußtsein. Er predigt nicht nur Sündenvergebung. Er schafft, als Vermittler Gottes, selbst Sündenvergebung. Ein Opfer erkennt Jesus in seiner vollen Bedeutung an; ein Tod hat auch nach seiner Meinung die Kraft, Sünden zu vergeben: der Opfertod des Messias. Auch diese Vorstellung ist unjüdisch. Die Juden erzählen gelegentlich vom Tode des Messias. 4. Esra läßt den König der Endzeit nach einer Herrschaft von vierhundert Jahren sterben. Aber dieser Gedanke ist nicht allgemein. Und nirgends verdichtet er sich, so weit wir sehen, in der damaligen Zeit zu dem Satze: der Messias müsse für sein Volk leiden. Auch daher die Schwierigkeit, den Jüngern das Muß des Todes Jesu klar zu machen. Das Volk darüber aufzuklären, versucht der Herr anscheinend nie: das behält er späteren Zeiten vor, in denen die Menschen besser gerüstet sind.

So gestaltet sich auch das Alltagsleben des Frommen nach der Predigt Jesu anders, als nach den Forderungen der Phari-

säer. Der fromme Jude stellt drei Übungen als gottgefällig zusammen: Almosengeben, Beten, Fasten. Auch in der Predigt Jesu erscheinen die drei Übungen. Aber sie werden nicht ohne weiteres empfohlen, sondern beurteilt. Am niedrigsten schätzt der Herr das Fasten. Er übt es zwar selbst; es ist mit starkem Gebete untrennbar verbunden. Er kennt sogar die Form des vierzigtägigen Fastens, die den Juden als feierlich und wirkungsvoll gilt. Aber das Fasten wird Jesus nie Selbstzweck, wie den Juden. Als Stimmungsausdruck der eigenen Seele hat es Sinn: niemals ist es Mittel, auf Gott einzuwirken. Ähnlich steht es mit dem Almosengeben. Jesus verwirft es nicht: er gibt selbst Almosen, wenn es der Inhalt der gemeinsamen Kasse gestattet. Das Almosengeben ist die wichtigste Form, in der sich damals Nächstenliebe betätigte. Darüber hinaus geht die Bedeutung des Almosengebens nicht. Es wird eine Gefahr für den Menschen, wenn es in der Öffentlichkeit geschieht, um den Namen des Gebers zu verherrlichen. Am ausführlichsten äußert sich der Herr über das Gebet. Die heidnische Auffassung ist verbreitet, das Gebet sei ein Zauber, mit dem man Gottes Willen beeinflußt. Wer lange betet, lebt lang. Man muß sich nur der vorgeschriebenen Formeln bedienen, darf es nicht versäumen, Worte zu häufen, in denen Gott geehrt wird. Diesen Unfug fegt Jesus mit wenigen Strichen weg. Das Mustergebet, das er den Seinen gibt, zeigt, wo hinaus die Absicht Jesu läuft. Er hält von der jüdischen Gebetssitte, so viel sich halten läßt: die Bezeichnung des Vaters als des himmlischen, daß man ihn nicht mit einem irdischen Vater verwechselt; den Preis von Gottes Namen; die Bitte um das Geschehen von Gottes Willen u. dgl. Sonst ist alles anders. Eine Anrede Gottes genügt: die Anrede mit dem Worte Vater, das der christlichen Gottesvorstellung entspricht. Auch sonst ist das Gebet kurz: jeder kann es mit gleich bleibender Andacht zu Ende beten, und der heidnische Wahn bleibt ausgeschlossen, als müsse man Gott mit Gebeten ermüden. Über-

haupt bleibt alles Selbstsüchtige aus dem Vaterunser ausgeschlossen: nur eine der sieben Bitten denkt an irdische Dinge, und das so, daß an die notwendigsten Bedürfnisse erinnert wird, die Gott uns, allen Menschen in gleicher Weise, gewähre.

Damit wird klar, daß auch die Sittlichkeit vom Herrn in schöpferischer Weise umgestaltet wird. Einmal übernimmt er einen Beweggrund zum sittlichen Handeln, den wohl zuerst der Pharisäer Hillel prägte. Mt. 7, 12: „Alles, wovon ihr wollt, daß es die Menschen euch tun, das tut ihr ihnen auch; so will es das Gesetz samt den Propheten". Aber nicht einmal diesen kleinen Satz übernimmt Jesus, ohne tiefer zu graben. Hillel faßte ihn verneinend: „Wovon ihr nicht wollt, daß es euch die Leute tun, das tut ihr ihnen auch nicht"; so enthält die Regel eine geringere Verpflichtung. Und es geht nicht an, die eben erwähnte „goldene" Regel als den Kern der Sittenpredigt Jesu aufzufassen. Er stellt sich, wie der Volksredner viele Eisen im Feuer hat, auch einmal auf den Nützlichkeitsstandpunkt, wie ihn Hillel ausdrückte. Grundsätzlich greift der Herr höher. Die Stadt auf dem Berge muß gesehen werden; so muß der Jünger Jesu gute Werke tun, die dann die anderen veranlassen, seinen Gott zu preisen. Eine Riesenschuld wird den Gläubigen vom himmlischen Könige erlassen: nun kann er nicht anders, als denen vergeben, die ihm eine Kleinigkeit schuldig sind: „Erlaß uns unsere Schulden, wie wir erließen unseren Schuldigern." — Allerdings vermeidet es Jesus meist, auf Einzelheiten der sittlichen Forderung einzugehen. Doch fehlt es nicht an Andeutungen, wie weit er sich auch hier von den Juden der Zeit entfernt. Mann und Frau stehen vor Gott einander gleich: Jesus geht der Seele der Frau mit derselben Liebe nach, wie der des Mannes. (Der Jude stellt die Frau in Fragen der Frömmigkeit an zweite Stelle). Für Jesus ist die Einehe die einzig mögliche Form der Ehe. (Der Jude vertritt die Vielehe, noch in nachtalmudischer Zeit). Jesus preist die Armen selig, nicht nur die geistlich

Armen, sondern auch die andern: Reichtum ist ein Hindernis für die, die selig werden wollen. (Nach jüdischer Anschauung ist die Armut ein Hindernis: wer nach der Weise der Pharisäer leben will, muß Vermögen besitzen). Jesus erkennt den Römerstaat in seinen Grenzen an. (Der Jude ist, mindestens insgeheim, Aufrührer gegen weltliche Gewalt, die nicht im Sohne Davids ihre Spitze findet). — Am stärksten zeigt sich die Selbständigkeit der sittlichen Forderung Jesu im Gebote der Feindesliebe. Es ist den Juden fremd. Sie predigen eher, wie der Herr mit Recht hervorhebt, Feindeshaß. Sie treten gelegentlich dafür ein, daß man dem Beleidiger grollt, wie eine Schlange. Sie rühmen hervorragenden Rabbinen nach, daß sie ihre Widersacher mit Wundern strafen. Jesus tritt nicht nur mit Worten für die Feindesliebe ein. Er hat viele Gegner. Aber er nimmt sich ihrer an, weist sie auf bessere Wege. Er wird nie persönlich im Streite.

Endlich offenbart sich die schöpferische Art Jesu darin, daß er über die Zukunft der Gemeinde Neues sagt. Zunächst über die Zukunft im Rahmen irdischer Entwickelung. Die Worte, die Jesus der Kirche widmet, weichen von der Auffassung des Judentums ab (eben deshalb scheinen sie mir echt). Die Kirche wird sich ausbreiten, aber nicht mit einem plötzlichen Schlage, sondern langsam: nicht so, wie die Juden sich die Wiederherstellung des davidischen Reiches ersehnten. Die Kirche wird Gute und Böse umfassen; erst die Endzeit wird beide voneinander trennen; eine strenge Buß- und Banndisziplin, wie sie die Pharisäer zu verwirklichen suchten, entspricht nicht den Absichten Gottes. Eine Schar von Jüngern wird über die Kirche herrschen: keine Gelehrten, die zu Füßen eines berühmten Rabbis studierten, auch keine Mitglieder berühmter, alter Familien, wie die Juden hofften, sondern schlichte Fischer vom See Gennezareth. — Noch deutlicher wird die Eigenart der Gedanken Jesu über die kommende Kirche, wenn wir die Endzeit berücksichtigen. In der sog. synoptischen Apokalypse (Mt. 24) gibt Jesus selbst einen

Überblick über seine Lehre von den letzten Dingen. Auch dies Stück hat seine Eigenart. Es fehlt die Verbindung der Endeserwartung mit völkischen Gedanken; das fällt umso mehr auf, als an die Heiden gedacht wird: doch gelten sie nicht als Völker, die unterworfen werden, sondern als Seelen, denen das Evangelium gepredigt wird. Es fehlt der messianische Krieg: nicht im Verlaufe eines Feldzugs wird der Messias sich durchsetzen, sondern in einem plötzlichen Wunder, das der ganzen Welt unmißverständlich sich offenbart: einem Blitze gleich, der über den weiten Himmel leuchtet. Endlich fehlt die genaue Berechnung der letzten Zeit. Wohl gilt der jüngste Tag als nahe. Aber in einem Worte, das früh Anstoß gab und deshalb nicht als erfunden gelten kann, erklärt der Herr: nicht einmal der Sohn wisse die Stunde des Endes: der Sohn, von dem im selben Zusammenhange gesagt wird, daß seine Worte nicht vergehen, mag gleich Himmel und Erde untergehn.

Damit sind aus der Fülle dessen, was Jesus neu bringt, einige wenige Dinge herausgehoben. Man muß eine religionsgeschichtliche Auslegung zu den ganzen neutestamentlichen Evangelien schreiben, wenn man alles zusammenfassen will. Aber schon das Mitgeteilte begründet das Urteil: die schöpferische Eigenart Jesu geht noch über das Maß hinaus, das wir bei Menschen finden: sie offenbart uns, daß er vom Vater kommt.

2. Friedrich Nietzsche urteilt, große neue Gedanken kämen leise, auf Taubenfüßen. Das ist möglich, wenn es sich um einzelne Gedanken handelt: sie werden von Herdenmenschen übersehen, sammeln zuerst einen kleinen Kreis stiller Gläubiger. Unmöglich ist eine derartige Entwickelung, wo eine ganze Weltanschauung in Frage steht. Luther wollte anfangs keine neue Kirche stiften. Aber es erwies sich, daß damit nur die Sache gefährdet wurde. Ähnlich steht es mit der Predigt Jesu. Da ist alles so neu, daß man es nicht versteht, daß man in einen Gegensatz zu Jesus gedrängt wird, falls man starr am Alten klebt. Jesus wird früh vor die

Frage gestellt, ob er den Kampf aufnimmt. Er knüpft an den Täufer an. Schon dieser steht, trotz der Bewegung, die sich an ihn heftet, in scharfem Gegensatze zur jüdischen Anschauung. Auch sein Los ist Kampf (ein Kampf, in dem er wenig erreicht: er erzielt keinen dauernden Erfolg). Mindestens in dem Augenblicke, in dem Jesus sich taufen läßt, ist ihm somit klar, daß er eine Erbschaft übernimmt, die Krieg bedeutet. In der Tat folgt auf die Taufgeschichte die Versuchungsgeschichte; sie zeigt, wie sich der Herr mit den Messiasgedanken der Zeit auseinander setzt. Die Entscheidung tritt bald ein: auf die Versuchung folgt das erste öffentliche Auftreten. Jesus ist bereit, den Kampf aufzunehmen. Das ist das Zweite, worin sich die männliche Art Jesu auswirkt.

Auch hier ist ein Blick auf die Sprache Jesu lehrreich. Er entginge manchem Streite, wenn er seine Worte abwöge. Er muß nicht alle Pharisäer Heuchler nennen. Es gab auch lautere Seelen unter ihnen. Beschränkt er sich auf die Bemerkung, einige seien Heuchler, so nahm niemand Anstoß: dergleichen hatten Pharisäer selbst erklärt. Aber Jesus scheut die gefeilte Sprache der Diplomaten. Er darf keine Unklarheit aufkommen lassen, wenn er dem ganzen Volke einen Dienst leisten will. Darum will er den Kampf. — Noch deutlicher zeugen die Bildreden des Herrn. Die Männer im Morgenlande waren, wenigstens in damaliger Zeit, schlechte Soldaten: sie wußten das selbst. Das hat zur Folge, daß Bilder aus dem Kriegsleben bei ihnen nicht beliebt sind. Der Grieche zieht solche Bilder vor: viele Belege bietet die kynisch-stoische Diatribe. Dagegen fehlen Bilder aus dem Kriegsleben bei den Rabbinen fast ganz: und sie sind tonangebende Wortkünstler der Juden. Bei Jesus finden sich solche Bilder häufig. Abhängigkeit von den Griechen ist unwahrscheinlich: sollte Jesus je längere Zeit mit Menschen verkehrt haben, die griechisch redeten? Sonst übten solche Menschen nicht den geringsten Einfluß auf ihn aus. Bleibt nur die Annahme: Jesus hat Freude an Bildern, die den Krieg

malen. Dabei bemerke man eines. Jesus lehnt den messianischen Krieg ab. Nun redet er kriegerisch: „Ihr sollt nicht wähnen, daß ich gekommen bin, Frieden auf Erden zu bringen; ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert" (Mt. 10, 34). Andere Bilder verstärken den Eindruck solcher Worte, Bilder, die, ohne dem Kriege entnommen zu sein, Kriegsgeist atmen: „Ich bin gekommen, Feuer auf die Erde zu werfen: was wollte ich lieber, als es brennte schon" (Lk. 12, 49). Solche Worte sind gefährlich: sie können in einem Hörer, der nicht aufmerkt, den Gedanken wecken, Jesus wolle Feldherr sein. So müssen starke Kräfte wirken, die Jesus Bildreden vom Kriege in den Mund legen.

Ein Blick auf die Tatsachen zeigt, warum die Kampfesstimmung sich schon in der Rede Jesu zeigt. Er muß überall kämpfen.

Der Kampf beginnt in seiner Familie. Es handelt sich um eine jüdische Familie. Bei Griechen und Römern der damaligen Welt verfällt das Familienleben: ein Zwiespalt im Kreise der engsten Verwandten kommt öfters vor. Anders auf jüdischem Boden. Es ist für Jesus ein schwerer Entschluß, sich mit seiner Familie auseinander zu setzen. Welch tiefen Sinn legt er in die Worte Vater und Bruder! Wie eindringlich weiß er von der Verpflichtung der Kinder gegen die Eltern, von der Gesinnung der Eltern gegen die Kinder zu reden! Aber die letzten Fragen der Frömmigkeit sind wichtiger, als die Familie. Jesus findet nicht einmal bei seiner Mutter und seinen Brüdern, unter denen er der Erstgeborene ist, Verständnis. Für besessen halten ihn die, die seine Jugend kennen und die meisten Mittel besitzen, in ein Verständnis seiner Gedanken einzudringen. Jesus muß brechen, um die notwendige Freiheit zu wahren. Er deutet den Bruch mit einem harten Worte an, das unter morgenländischen Verhältnissen doppelt auffällt: „Wer den Willen meines Vaters im Himmel tut, der ist mir Bruder, Schwester und Mutter" (Mt. 12, 50). Es besagt nicht viel, daß Bruder und Schwester in dem Zusammenhange begegnen: beide Worte werden

gern übertragen gebraucht. Aber daß auch die Mutter genannt ist, und zwar zuletzt, an betonter Stelle, ist ein Beweis des Gegensatzes. Selbstverständlich währt er nur so lange, wie die Sache fordert: Jesu Mutter steht am Kreuze; der Auferstandene erscheint seinem Bruder Jakobus.

Nächst der Familie haben die Bewohner von Nazareth die beste Gelegenheit, Jesus kennen zu lernen. Unter ihnen lebt er lange Jahre: da kann man in das Verständnis seines Wesens allmählich hineinwachsen. Jesus kommt einmal nach Nazareth. Aber was er dort erreicht, langt nicht an die großen Erfolge, die ihm am Gestade des Sees Gennezareth beschieden sind. Wieder eine Notwendigkeit, mit alten Beziehungen zu brechen: „Ein Prophet gilt nichts in seiner Heimat und in seinem Hause" (Mt. 13, 57).

Man sollte meinen, daß der Herr wenigstens im Jüngerkreise für das entschädigt wird, was ihm im Verkehre mit Angehörigen und Landsleuten entgeht. Aber das ist nur eingeschränkt der Fall. Jesus erreicht bei den Jüngern mancherlei. Sie sucht er aus vielen heraus; und er ist Menschenkenner. Ihnen widmet er sich tagaus, tagein, zwischen der Tätigkeit am Volke, während der Reisen, die ihn in die Einsamkeit führen. So bekennt Petrus sich zu Jesus als dem Messias, ohne daß der Herr ihm das Bekenntnis in den Mund legt. Aber, fast möchte man sagen, die hervorstechendste Eigenschaft der Jünger weist in andere Richtung: sie werden oft Tadels halber erwähnt. Petrus muß im selben Augenblicke getadelt werden, in dem er sich zum Messiasbekenntnisse aufschwingt. Die beiden Zebedäussöhne, die auch Führer der Jünger sind, bitten um die Ehrenplätze im Himmelreiche. Die Bitte ist nicht verständnislos. Die Jünger wissen, daß sie nur durch Leiden, ja durch Todesleiden ins Reich eingehen. Aber Überschätzung des Äußeren, dazu starker Ehrgeiz liegt in der Bitte; und zwar Ehrgeiz, der eine Spitze gegen Petrus erkennen läßt. Über die anderen Jünger wissen wir weniger; es wäre kaum gerecht, wollte man aus

dem Stillschweigen der Evangelien einen den Jüngern ungünstigen Schluß ableiten. Eines sei erwähnt. Nach dem altertümlichsten, und darnach ältesten Texte Mk. 3, 17 legt Jesus nicht nur den Zebedäussöhnen, sondern den Zwölfen den Namen Boanerges bei, d. h. Donnersöhne, richtiger wohl: Söhne des Grimms. Das mag ein Name sein, der auch gute Eigenschaften andeuten soll: die Zwölf eifern für den Meister. Aber der Tadel überwiegt, besonders wenn man sich an die zweite Übersetzung halten darf. Schon die alte Überlieferung scheint dieser Meinung zu sein: sie neigt dazu, den Namen zu unterdrücken, oder wenigstens ihn auf zwei von den Zwölfen zu beschränken. So muß Jesus auch in dem Kreise der Jünger mit Widerständen rechnen. Hier kommt es nicht zum Bruche, abgesehen von dem einen Judas von Kerijoth. Aber nach dem Gesagten ist es nicht unrichtig, sich die erzieherische Tätigkeit des Herrn teilweise unter dem Gesichtspunkte eines Kampfes vorzustellen.

Mit all dem ist die Hauptsache noch nicht erwähnt. Der große Kampf Jesu, der die ganze Zeit seiner Wirksamkeit ausfüllt, der Kampf, den er als Erbe vom Täufer überkommt, gilt den Pharisäern. Unser erstes Evangelium, das einzige unter den vieren, das für judenchristliche Leser bestimmt ist, verrät dafür feines Gefühl. Es bringt Stücke, die diesem Kampfe gelten, zahlreicher, als die andern. Die Bergpredigt bietet etwa zur Hälfte unmittelbare Polemik. Polemisch ist schon die erste Seligpreisung: „Selig sind, die da geistlich arm sind“: der Pharisäer priese eher die Reichen. Polemisch ist die Erörterung über die Geltung des Alten Testamentes; polemisch das sechsfache „Ich aber sage euch“; polemisch die Ausführung über Almosengeben, Beten, Fasten. Auch durch die Wundergeschichten des Matthäus geht ein polemischer Zug. Pharisäer sind geneigt, Aussätzige für große Sünder zu halten: Matthäus läßt das erste Heilungswunder, das er genauer berichtet, an einem Aussätzigen geschehen. Pharisäer können sich in Verachtung der Heiden nicht genug tun, hegen auch gegen Proselyten und Gottes-

fürchtige schlimmen Verdacht: das zweite Wunder Jesu bei Matthäus gilt dem Zenturio von Kapernaum, einem geborenen Heiden.

Man versteht die Feindschaft der Pharisäer gegen Jesus. Sie hatten sich im Laufe langer Geschlechter eine Art Theologie und Lebenskunst geschaffen. Diese Arbeitsleistung war groß: ebenso die Arbeit, die jeden Tag noch zu leisten war. Dafür durften sie sich als Besitzende fühlen; und die breiten Volksmassen staunten sie an. Da tritt der Herr auf und wirft das System über den Haufen. So handelt sichs für sie um die Machtstellung. Es gab in Galiläa nicht viel hervorragende Pharisäer: wenn einer von ihnen sich auszeichnete, empfing er den Beinamen „der Galiläer", und selbst diese Ehre schützte ihn nicht vor Spott über seine galiläische Art. Aber im Falle Jesu erkannten auch galiläische Pharisäer, was auf dem Spiele stand: sie beobachteten Jesus und stellten ihm Fallen. Bald freilich merkten sie, daß sie ihm nicht gewachsen waren. Pharisäer aus Jerusalem scheuten den Weg nach Galiläa nicht, um Jesu Wesen mit eigenen Augen zu studieren. Die Pharisäer endeten mit dem Urteile, mit dem, wohl unter ihrem Einflusse, das Volk bereits den Täufer erledigt hatte: er sei besessen. Nur daß dies Urteil sich im Falle Jesu in die schärfste Fassung kleidete: er treibe die bösen Geister aus mit Hilfe des Beelzebul, des Obersten der bösen Geister.

Man versteht auch, daß Jesus den Kampf gegen die Pharisäer mit ganzer Kraft führt. Sie wollen ihn vernichten: so handelt sichs für den Herrn um Sein und Nicht-Sein. Jesus führt denn auch den Streit mit Überlegung. Es läßt sich hier eine Entwicklung erkennen. Jesus geht in der ersten Zeit seines Wirkens darauf aus, Gegner zu gewinnen. Anlaß des Streites gibt besonders die Stellung zum Sabbat. Da hören wir ausführlich von theologischen Erwägungen, mit denen der Herr seine Sabbatverletzungen rechtfertigt. Er geht sachlich vor, übernimmt von den andern, was sich übernehmen läßt. Er schließt, wie es den Pharisäern geläufig ist: Schlüsse vom Kleinen aufs Große, und umgekehrt, begegnen mehr-

fach usw. Den Bemühungen des Herrn bleibt der Erfolg nicht ganz versagt. Es ist schon ein Erfolg, daß Jesus vielen im Volke als der Überlegene gilt: die Pharisäer sind bis dahin kaum bestrittene Herren. Aber es gelingt Jesus wohl auch, einzelne Pharisäer zu gewinnen. Ich schließe das u. a. daraus, daß sich in der apostolischen Gemeinde gesetzestreue Juden finden, die man noch als Christen Pharisäer nennen darf (vielleicht haben die Pharisäer Galiläas einmal Nutzen davon, daß sie nicht auf der Höhe sind: sie sind weniger starr, als ihre Freunde in Jerusalem, gehen leichter auf die frohe Botschaft Jesu ein). Aber ein beträchtlicher Teil der Pharisäer fällt dem Evangelium nicht zu. Ihr Widerspruch wird so schroff, daß Jesus genötigt ist, weiteren Zusammenstößen zunächst auszuweichen (das geschieht noch vor dem Petrusbekenntnisse, zu einer Zeit, da die Jünger nicht fähig sind, eigene Schritte zu tun). Seitdem beschränkt sich Jesus mehr und mehr darauf, den Gegensatz zur pharisäischen Art mit unmißverständlichen Worten auszudrücken. Dies gilt besonders von den letzten Tagen in Jerusalem. Hauptbeispiel sind die sieben Weherufe wider die Schriftgelehrten und Pharisäer (Mt. 23). Man kann fragen, warum der Herr auf die reine Betonung des Gegensatzes nicht verzichtet. Aber es handelt sich darum, vor dem Volke von Jerusalem letzte Klarheit zu schaffen über die Eigenart des Evangeliums.

Jesus geht im Kampfe mit Pharisäern wie ein rechter Kriegsmann vor. Er scheut vor keinem Mittel, soweit es sittlich erlaubt ist. Die Nazarener malen einen Jesus, der niemals Anstoß gibt. In der Tat warnt der Herr, Ärgernis zu bereiten, insbesondere Schwächeren. Aber es gibt Fälle, in denen es Jesus für seine Pflicht hält, Anstoß zu geben. Harte Worte wählt er im Streite um die Reinheitsgebote. Da nahen ihm die Jünger: „Weißt du, daß die Pharisäer an deiner Rede Anstoß nahmen?“ Jesus nimmt nichts zurück: „Jede Pflanze, die mein himmlischer Vater nicht pflanzte, wird entwurzelt werden“ (Mt. 15, 12 f.). Mit dieser Kraft

ist Voraussicht gepaart, die die Folgen des Streites überschaut. Voraussicht, die bei Jesus in gewisser Weise überrascht: man kann sie sich eher auf dem glatten Boden Jerusalems aneignen, als auf dem Dorfplatze von Nazareth; und doch weilt Jesus, auf das Ganze des Lebens gesehen, nur Augenblicke in der Hauptstadt. Das klassische Beispiel für diese Voraussicht bietet die Erzählung vom Zinsgroschen. Pharisäer fragen Jesus, ob man die römische Kopfsteuer zahlen dürfe. Bejaht er, so ist er beim Volke als Messias unmöglich. Verneint er, so kann man ihn dem Tribune auf der Burg Antonia als Hochverräter übergeben. Jesus durchschaut das; er weicht aus: „Zeigt mir die Steuermünze". Die Steuer beträgt einen Denar: sie bringen einen solchen. Nun empfingen Herodes und die Seinen niemals das Recht, Silbermünzen, also Denare, zu prägen. Die vorgewiesene Münze trägt also ein Kaiserbild. Die Pharisäer weisen die Münze vor: sie tragen sie bei sich. Das ist ihre erste Niederlage. Jedes Menschenbild ist den Juden untersagt; der Mensch ist Gottes Bild, und von Gott darf man sich kein Bild machen. Die Heuchelei der pharisäischen Frömmigkeit wird deutlich. Der Fall liegt für die Pharisäer um so schlimmer, als der Kaiser göttlich verehrt wird: sein Bild ist also Götzenbild. So kann niemand ein Wort wider Jesus sagen, wenn er zum Schlusse urteilt: „Gebt dem Cäsar, was des Cäsars ist, und Gotte, was Gottes ist" (Mt. 22, 15 ff.). Jesus ist ein geschickter Kämpfer. Man tut gern, was einem leicht fällt: darf man schließen, daß der Herr Freude hat an solchem Kampfe?

Vielleicht darf man die Frage in gewisser Weise bejahen: der Kampf dient der Ausbreitung des Reiches. Doch ist sich Jesus darüber klar, daß der Kampf, äußerlich angesehen, für ihn und die Seinen schwere Folgen hat. Er selbst wird keines natürlichen Todes sterben. Das gleiche erwartet er für die Jünger. Darin wirkt sich nicht einfach die landläufige jüdische Anschauung vom Märtyrer aus. Jesus ist in seinem Urteile über Tatsachen zu unabhängig, als daß er, einem Dogma zu Liebe, den Jüngern den Märtyrertod

in Aussicht stellte. Daß Jesus ihn in Aussicht stellt, ist sicher. Wie mir scheint, muß man sogar die erste Bitte des Vaterunsers als Beleg heranziehen: „Geheiligt werde dein Name". Diese Wendung „den Namen heiligen" ist im Judentume geläufig. Man bezeichnet damit Leistungen des Vertrauens zu Gott, besonders auch Leistungen, die zum Märtyrertode führen. Also eine Bitte nicht nur, aber auch um den Märtyrertod die erste Bitte des Vaterunsers!

Der Kampf mit andern jüdischen Parteien wird nur selten in der Überlieferung erwähnt. Die Essener kommen in ihr nicht vor: erst moderne Dichtung erzählt von essenischen Beziehungen zum Evangelium. Die Sadduzäer kommen vor, aber selten. Sie waren in Galiläa kaum vertreten, sondern wohl meist in der Hauptstadt: dort allein konnte sich eine hellenistische Gruppe halten. Anhang im Volke besaßen sie kaum. So findet Jesus selten Gelegenheit, seine Stellung gegenüber Sadduzäern festzulegen. Die Sadduzäer wollen einmal seine Anschauung von der Auferstehung lächerlich machen, indem sie die bekannte Geschichte erzählen von der Frau, die durch Schwagerehe die Gattin von sieben Brüdern wurde. Jesus geht auf die Frage ein, faßt sie aber, als rechter Geisteskämpfer, so grundsätzlich, wie möglich: er gibt den Sadduzäern zuletzt aus Gesetz und Gottesbegriff einen Beweis für die Auferstehung der Toten, der so mit den damals üblichen Mitteln arbeitet, daß er schwerlich den Eindruck verfehlt (man hat aus der Apostelgeschichte den Eindruck, daß die Sadduzäer im Christentume eine gefährliche Gestalt des Auferstehungsglaubens sahen). Wichtiger ist die Geschichte von der Tempelreinigung. Im Vorhofe der Heiden hatte die mächtige Hohenpriesterfamilie, deren Haupt der ehemalige Hohepriester Hannas war, einen schwunghaften Handel eingerichtet. Er diente in gewisser Weise dem Tempel und dem Gottesdienste, entweihte aber doch die heilige Stätte: Handelsgeschäfte lassen sich im Morgenlande nicht abschließen, ohne Feilschen und Schreien. Da greift Jesus ein. Er rührt also an eine Einrichtung, die vom

Hohenpriester, dem Herrn des Tempels, im Tempel getroffen war, eine Einrichtung, deren Bestand an sich für den Tempel notwendig war. Und nicht nur das: unser Bericht läßt erkennen, daß Jesus für eine gewisse Zeit eine Besserung erzielt. Die Jünger werden ihn kräftig unterstützen. Auch das Volk mag auf seiner Seite sein: hier handelt es sich um eine Tat, die man mit dem geläufigen Messiasbilde in Einklang bringen kann. Der Widerspruch der Herren des Tempels macht sich nur zögernd und nicht besonders entschieden geltend. So beschränkt sich Jesus dort, wo es sich um das Heiligste handelt, nicht darauf, mit rein geistigen Mitteln zu streiten.

Das führt zu einer Frage, die uns unter heutigen Verhältnissen besonders angeht: wie steht Jesus zum Kriege? Nur ein paar Gesichtspunkte seien beigebracht. Jesus spricht gelegentlich Worte, die den Krieg ausschlössen, wenn sie in einem modernen Lehrbuch der Dogmatik stünden. „Wenn dich jemand auf die rechte Wange schlägt, so halte ihm auch die andere hin“ (Mt. 5, 39). Aber es geht nicht an, aus solchen Worten unbegrenzte Folgerungen zu ziehen. Ich glaube nicht, daß hier ein Stimmungswort vorliegt, aus der Erwartung des nahen Endes geboren. Diese Erwartung läßt sich im Zusammenhange nicht sicher nachweisen, wie überhaupt der Begriff „Interimsethik“ erst von außen an die Predigt Jesu herangetragen wurde. Aber niemand im Morgenlande pflegt, wenn er vor dem Volke redet, an letzte Folgerungen zu denken: an der wirkungsvollen Fassung liegt das Meiste. In unserem Falle ergeben sich aus Worten und Taten des Herrn bestimmte Einschränkungen. Es gibt Fälle, in denen das Widerstehen gottgewollte Pflicht ist: Jesus widersteht Pharisäern und Sadduzäern bis aufs Blut, mit Worten und mit der Tat. So nimmt der Herr nicht daran Anstoß, daß es einen Stand gibt, der von Berufs wegen widersteht: den der Soldaten. Jesus hätte es hier leicht, einen ganzen Stand zu verdammen. Jüdische Soldaten gibt es in seinen Tagen nicht (die levitische Tempelpolizei darf kaum unter derartigem

Gesichtswinkel angesehen werden: sie muß wohl auch, wegen der Heiligkeit des Tempels, das Anwenden von Gewalt tunlichst vermeiden). Ja, wenn Jesus den ganzen Soldatenstand ablehnte, wäre das die wirkungsvollste Absage an das politische Messiasbild. Aber Jesus nimmt sich der Soldaten mit derselben Liebe an, wie einst der Täufer. Das zeigt vor allem die Erzählung vom Zenturio zu Kapernaum. Und Jesus verlangt von den Soldaten in keiner Weise, daß sie ihren Beruf aufgeben.

3. Kämpfer von der Art, wie Jesus, bedürfen starken Willens. Dieser Wille zeigt sich nicht nur, wo zu kämpfen ist: er beherrscht das Leben. In der Tat kann man Derartiges bei Jesus beobachten: das ist das Dritte, was hier ausgeführt werden soll. Die Evangelien zeugen vielfach von dem scharfen Denken des Herrn und seiner Gabe, schnell aufzufassen: am deutlichsten bei den Streitgesprächen in Jerusalem. Aber von einem Überwiegen des Verstandes über die andern Geisteskräfte kann nicht die Rede sein. Obwohl Jesus Neues zu sagen hat, gibt er es nirgends in systematischer Gestalt. Er vermeidet sogar, Begriffsbestimmungen mitzuteilen. Er deutet manchen hergebrachten Begriff um, ohne die Tatsache der Umdeutung ausdrücklich zu kennzeichnen. Mit den Pharisäern redet Jesus vom Lohne. Er meint damit, anders als die Pharisäer, Gnadenlohn. Aber diese Veränderung des Begriffes kann man aus den Worten des Herrn nur mittelbar erschließen. Weiter zeugen die Evangelien von starken Gefühlen Jesu. Nicht nur Lukas, der das Gefühlsmäßige liebt nach der Weise vieler Hellenisten, weiß davon zu berichten. Ich denke an den Gebetskampf des Herrn in Gethsemane. Aber wieder kann von einem Überwiegen des Gefühlsmäßigen nicht die Rede sein. Die Frau, die Jesu Mutter selig preist, wird nur in Grenzen anerkannt: „Selig sind, die Gottes Wort hören und bewahren“ (Lk. 11, 28). Nun muß man vorsichtig sein, wenn man in der angegebenen Weise auf eine persönliche Eigenart des Herrn schließen will. Es gehört,

wie Adolf Schlatter betont, zum Wesen jüdischer Volksart, daß der Wille überwiegt. Aber Jesus geht über das Maß hinaus, das wir bei seinen Zeitgenossen finden. Die Pharisäer sind auch nicht Systematiker. Aber eine Art Begriffsbestimmungen bringen sie, obwohl sie meist über Dinge sich auslassen, die in ihrer Überlieferung seit alter Zeit eine Rolle spielen. Und die Mütter berühmter Männer selig zu preisen, ist in jüdischen Kreisen der Zeit eine gewöhnliche Form der Huldigung. Nur von Jesus wird berichtet, daß er hier Bedenken hat. Einzelheiten klären uns genauer darüber auf, daß in seiner Art der Wille überwiegt.

Auch hier ist die Redeweise lehrreich. Wenn man die Worte des Herrn griechisch liest, überwiegt vielleicht das Weiche und Liebliche. Das liegt an der Art des Griechischen. Liest man sie syrisch, also in einer Sprache, die nur mundartlich von der Muttersprache Jesu abweicht, dann verschwindet das Weiche: der Klang wird eher rauh: so, wie man sich die Sprache eines Mannes vorstellt, der weiß, was er will. Man lernt es neuerdings, auf die Sprachmelodie zu achten. Sie ist bei Jesus sehr verschieden: jeder Künstler der Rede verfügt über verschiedene Ausdrucksmöglichkeiten. Immer aber fällt auf, daß einzelne Silben scharfen Ton tragen: wieder ein Zeichen, daß ein starker Wille hinter der Sprachmelodie wohnt.

Sieht man auf die Sache, so fällt auf, wie sich Wort und Tat entsprechen. Wir haben uns an diese Erscheinung gewöhnt. Selbstverständlich ist sie nicht. Bei den Pharisäern finden wir eine Fülle schöner Redewendungen: aber das Leben entspricht ihnen oft nicht, und in vielen Fällen gibt man sich nicht einmal die Mühe, den Nachweis zu führen, daß das Leben den Worten angemessen ist. Was Jesus betrifft, so könnte man fast sagen, daß die Grundgedanken seiner Predigt sich auch feststellen ließen, wenn nur Taten des Herrn überliefert wären.

Vor allen Dingen wird aus dem Handeln Jesu deutlich, daß er Sünderheiland ist. Er nimmt Sünder auch an solchen

Orten und unter solchen Formen an, daß er damit schweren Anstoß erregt. Im Beisein von Pharisäern sagt er dem Gichtbrüchigen Sündenvergebung zu. Im Hause eines Pharisäers läßt er sich die Dankbarkeit der Sünderin gefallen, die Zutrauen zu ihm hat, weil sie um seine vergebende Liebe weiß. Jesus sucht den Verkehr mit Ständen, die damals besonders verachtet wurden, um Sündern nahe zu kommen. Dahin gehören die Zöllner, also Juden, die im Dienste einer als fremd empfundenen Obrigkeit arbeiteten und dabei, wie ihnen nicht immer mit Unrecht nachgesagt wurde, es mit den Forderungen der Gerechtigkeit nicht genau nahmen. Jesus geht zu den Zöllnern ins Haus. Er ißt mit ihnen und gibt ihnen dadurch einen starken Beweis, daß er mit ihnen Gemeinschaft halten will: das gemeinsame Essen ist vielleicht das gebräuchlichste Mittel der Verbrüderung im damaligen Morgenlande. Ja, der Herr beruft einen der Zöllner in seinen engeren Jüngerkreis. Auch die Dirnen sucht Jesus für das Reich zu gewinnen. In diesen Fällen muß er die Sitte verletzen, um an die Sünder heranzukommen; und was bedeutet die Sitte im Morgenlande! Die Verletzung der Sitte fällt umso mehr auf, als Jesus hochgespanntes Selbstbewußtsein in sich trägt: gerade der Hochstehende hat, nach jüdischer Auffassung, die Pflicht, sich von Verunreinigung fernzuhalten.

Noch in einer andern Richtung bricht der Herr die Sitte. Zu denen, die von einem guten Teile israelitischer Frömmigkeit ausgeschlossen waren, gehörten die Frauen. Jesus beseitigt die Ungleichheit. Hier ist die morgenländische Sitte besonders streng; sie drängt die Frau überall in den Hintergrund. Wieder setzt sich der Herr über die Sitte hinweg. Er berührt die Schwiegermutter des Petrus, um ihr zu helfen. Er schilt die blutflüssige Frau nicht, daß sie ihn heimlich anfaßt und dadurch unrein macht. Die Pharisäer verbieten es, viele Worte mit einer Frau zu reden, seis auch die eigene Ehefrau: der Herr beginnt am Jakobsbrunnen ein Gespräch mit der Samariterin unter vier Augen. (Die Jünger

wundern sich darüber, wie sie zu ihrem Meister zurückkehren). Jesus richtet nur darauf sein Augenmerk, die Seele der Frau zu gewinnen. Am meisten fällt auf, daß im Kreise Jesu eine Reihe von Frauen ständig verkehrt, ja ihn auf seinen Reisen begleitet. Dafür kennt das Judentum keine Parallelen.

Freilich zeigt sich der Wille Jesu gelegentlich auch darin, daß er zurückstößt. Ich denke an die Erzählung von dem kanaanäischen Weibe, die zum sichersten Bestande evangelischer Überlieferung gehört (sie erregte früh Anstoß, so daß sie als eine Erfindung nicht verstanden werden kann). Jesus weist die Heidin zurück, obwohl er sonst das enge Urteil der Juden über die Heiden nicht teilt, obwohl er die Zäune einreißt, die die jüdische Missionsarbeit hemmen. Aber er ist nur zu den verlorenen Schafen aus dem Hause Israels gesandt. Erst den ausdauernden Bitten der Frau gelingt es, den Herrn zu überwinden. Ähnliches ergibt sich aus dem Berichte über die Griechen, die Jesus in Jerusalem sprechen wollen. Es handelt sich um Griechen, die am Judentume Anteil nehmen. Dennoch wehrt Jesus ab: erst wenn er erhöht ist von der Erde, will er sie alle zu sich ziehen.

Damit will ich nicht sagen, daß Jesus starr an dem festhält, was er einmal als richtig erwählte. Starres Festhalten ist oft ein Zeichen geringer Erkenntnis. Und, wie mir scheint, gehört es zur Eigenart der rechten Willensmenschen, daß sie vor allem auf das Ziel sehen, weniger auf den Weg, der zum Ziele führt. Schon die Erzählung vom kanaanäischen Weibe liefert einen Beleg. In ihrem Hintergrunde ruht der Gedanke: einmal gelangt das Heil doch zu den Heiden. Nun zeigt der Verlauf des Ereignisses, daß das kanaanäische Weib jetzt schon reif ist für die Gnade. Warum soll es zurückgewiesen werden? Es erklärt sich aus der Eigenart des Johannesevangeliums, daß es besonders deutlich die Tatsache zeichnet: Jesus verändert seinen Entschluß, wo das durch einen Grund gefordert wird (Johannes unterstreicht das, um die volle

Menschheit des Herrn gegen die Gnosis sicher zu stellen). Es scheint mir zweifelhaft, ob Jesus in Kana zuerst der Meinung ist, er solle das Wunder überhaupt nicht tun, und sich nur nachträglich dazu entschließt. Sicher ist, daß Jesus anfangs ähnlich wie der Täufer und gleichzeitig mit ihm wirkt, dann aber dies Wirken abbricht: die Pharisäer nehmen es zum Anlasse, Jesus und Johannes als Nebenbuhler hinzustellen. Sicher ist weiter, daß Jesus ein Hüttenfest zunächst nicht besuchen will und dann doch die Reise unternimmt.

Am klarsten drückt sich das Überwiegen des Willens darin aus, daß Jesus arbeitet, wie wenige zu seiner Zeit: ich wüßte ihm hier nur Paulus zur Seite zu stellen, der mit Recht von sich sagen kann: „Ich habe mehr gearbeitet, als sie alle" (1. Kor. 15, 10). Nun wurde von den Juden, zumal denen im heiligen Lande, die Arbeit nicht so gering geschätzt, wie von den Griechen. Die Juden legten am Sabbat die Hände in den Schoß: an den andern Wochentagen rührten sie sie desto eifriger. Es war feste Sitte, daß jeder von ihnen sich mit einer Handarbeit vertraut machte. Josephus, so gern er Griechen entgegenkommt, kennt in diesem Punkte kein Entgegenkommen. Aber was Jesus leistet, geht wieder über das hinaus, was von den Juden bezeugt ist. Das Volk drängt sich so um den Herrn, daß er nicht einmal Brot essen kann. Um einmal mit den Jüngern allein zu sein, muß er nach dem heidnischen, wenig bewohnten Ostufer des Sees Gennezareth hinüber fahren. Das Volk bemerkt das freilich, und Tausende wandern zu Lande nach: Jesus entzieht sich ihnen nicht. Nur geht er nachts auf den Berg, um in der Einsamkeit zu beten. So findet der Herr auch in der Nacht keine Ruhe. Er schläft, wo sich gerade Gelegenheit bietet, etwa auf dem Schiffe während der Überfahrt: da ist er so müde, daß ihn der hohe Seegang nicht am Schlafen hindert. Selbst der Sabbat wird für Jesus nur teilweise ein Tag der Erholung. Er selbst sieht den Sabbat nicht als ein Hindernis an, Liebe zu üben. Die anderen halten sich meist so weit an die jüdischen Sabbatgeflogen-

heiten, daß sie körperliche Arbeit meiden: aber zu seelsorgerlichen Gesprächen suchen sie den Meister vielleicht gerade an diesem Tage auf. Auch hier handelt sichs um einen Tatbestand, der gerade aus dem vierten Evangelium zu erkennen ist. In der Mittagshitze will Jesus am Jakobsbrunnen vor Sychar ruhen: er ist hungrig, durstig, müde. Da kommt eine Frau aus dem Orte. Sie will nichts von Jesus. Aber er sieht sofort die Aufgabe vor sich, eine Seele zu retten. Da ist Hunger, Durst, Müdigkeit vergessen. Johannes bringt auch allein ein Wort Jesu, das man als Überschrift zu dieser Seite seines Wirkens ansehen kann: „Wir müssen wirken die Werke des, der mich gesandt hat, solange es Tag ist: es kommt die Nacht, da niemand wirken kann" (9, 4).

So gestaltet Jesus mit kräftigem Willen nicht nur seine Predigt, sondern sein Leben. Ja: auch seinen Tod. Johannes läßt den Herrn sagen: „Deshalb liebt mich der Vater, weil ich meine Seele ablege, um sie wieder anzulegen. Niemand nahm sie von mir; sondern ich lege sie von mir ab. Ich habe Vollmacht, sie abzulegen, und habe Vollmacht, sie wieder anzulegen" (Joh. 10, 17 f.). Der Gedanke wird von den Synoptikern nicht mit derselben Schärfe ausgesprochen, fehlt dort aber auch nicht. Er liegt dem bekannten Worte zu Grunde, daß Jesus sein Leben als ein Lösegeld für viele gibt: wenn sichs nicht um freiwillige Hingabe handelt, läßt sich eine befriedigende Deutung des Wortes kaum finden. Nun wendet man ein: diese Vorstellung vom freiwilligen Tode Jesu sei dogmatisch bestimmt; der Tod solle dadurch als Opfer gelten. Ich kann mich dem Urteile nicht anschließen. Die ersten Jünger nehmen Anstoß an Jesu Tod. Man kann schwerlich behaupten, daß die gesamte Leidensgeschichte der Evangelien unter dem genannten Gesichtspunkte verfälscht ward. Die Leidensgeschichte enthält auch zu viel erkennbares altes Überlieferungsgestein. Und sie ist ganz auf den Satz gebaut: Jesus geht freiwillig in den Tod. Er zieht zum Todespassa nach Jerusalem in der sicheren Erwartung, daß es ihm

den Tod bringt. Es gehört kaum Gabe der Weissagung dazu, das zu erkennen. Auch die Jünger ahnen die Gefahren, denen ihr Meister entgegenzieht. Und wie geht der Herr vor, als er Jerusalem erreicht hat! Er kann immer noch sein Leben retten. Die Gegner wissen, daß er eine Macht ist, und sehen es wohl gern, wenn er sich zurückzieht oder mildere Formen für seine Predigt wählt: dann brauchen sie nicht erst einzugreifen. Aber Jesus denkt nicht daran, sein Schicksal zu fliehen. Das bezeugt der Einzug in Jerusalem, den er selbst gestaltet. Das zeigt sein Auftreten gegen die Pharisäer und Sadduzäer, das in den letzten Tagen eine Schärfe annimmt, die es bis dahin nie gehabt hat. Das lehrt das Verhalten des Herrn gegen den Verräter: er kann ihm leicht entgehen, wenn er in der entscheidenden Nacht einen Weg einschlägt, den er bis dahin noch nicht ging. Überhaupt ist es Jesus fast bis zum letzten Augenblicke möglich, zu fliehen oder sich zu verbergen. Die Zahl der Fremden ist groß, die Jerusalem zu Festzeiten birgt: desto leichter, ungesehen zu bleiben, wenn man will. Man wendet ein: der Gebetskampf des Herrn in Gethsemane auf der einen Seite, auf der andern seine Erregung über die Frage der Griechen weise in andere Richtung: darnach sei auch Jesus von Schrecken über den nahenden Tod erfüllt. In der Tat handelt es sich hier um Berichte, die ihrer ganzen Art nach nicht erdichtet sein können: sie bereiten dem Verständnisse der späteren Geschlechter nur Schwierigkeiten. Aber ich sehe hier nicht die Notwendigkeit, zwischen zwei Überlieferungen zu wählen. Luther kämpft mit dem Teufel: wer bezweifelt deshalb, daß Luther seines Heiles gewiß ist? Jesus, der Sündenreine, sieht den Tod vor sich: das bringt für ihn innere Schwierigkeiten mit sich. Es ist auch leichter, nach einem vollen Leben zu Gott einzugehen; der Herr steht auf dem Höhepunkte, und die Seinen sind in vielem noch unreif, daß es ein Wagnis scheint, sie allein zu lassen. Dazu ist der Tod des Herrn Opfertod: die Sünde der vielen lastet auf ihm, wie auf dem Opfertiere am großen Ver-

söhnungstage. Es ist eine Notwendigkeit, daß der Herr, wenn er nicht aller Gefühle bar ist, schwer am Tode trägt. Noch zuletzt zeugt das Wort des Gekreuzigten davon: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ Desto höher ist die Willenskraft Jesu zu werten, die trotz allem den Tod als unausweichlich betrachtet und ihn deshalb, fast möchte ich sagen, herbeizwingt.

Eine besondere Form der Willenskraft erscheint uns in dem zuletzt dargestellten Tatbestande: der persönliche Mut. Er zeichnet die Art des Herrn nicht nur in diesem Falle aus. Johannes der Täufer tritt in aller Öffentlichkeit, so scheint es, gegen seinen Landesfürsten auf, den Vierfürsten Herodes Antipas, und hält ihm vor: er habe eine Frau heimgeführt, die er nicht heimführen durfte. Jesus rührt den Fall nicht wieder an: er ist durch den Täufer erledigt. Aber deswegen hält sich der Herr nicht für verpflichtet, über die Fehler des Fürsten zu schweigen. Auf Herodes bezieht sich das bittere Wort: „Seht: die, die weiche Kleider tragen, wohnen in den Königsschlössern“ (Mt. 11, 8). Im Sinne der Zeit ist es ein Tadel, wenn man jemandem nachsagt, er trage weiche Kleider. Auf Herodes bezieht sich ferner ein Wort des Herrn, das er zu Pharisäern spricht, wie sie ihn vor (wirklichen oder vermeintlichen) Nachstellungen des Fürsten warnen: „Geht hin und saget diesem Fuchse: Siehe, ich treibe böse Geister aus und vollziehe Heilungen heute und morgen, und am dritten Tage werde ich vollendet. Nur muß ich heute und morgen und am folgenden Tage wandern: denn es ziemt sich nicht, daß ein Prophet umkommt außerhalb Jerusalems“ (Lk. 13, 32 f.). Schärfer läßt sich nicht ausdrücken, daß Herodes ohnmächtig ist. Endlich liegt darin ein Urteil über Herodes, daß Jesus niemals für notwendig hält, in seiner Residenz, dem neu gegründeten Tiberias, aufzutreten. Dabei liegt der Ort dem Herrn in mehr als einer Richtung nahe. Er ist nicht weit von dem Gebiete entfernt, auf dem Jesus vorzugsweise wirkt. Und Jesus hat Beziehungen zu Hofbeamten: er

heilt den Sohn eines königlichen Beamten, und die Gattin eines Rentmeisters des Herodes gehört zu den Frauen, die ihm nachfolgen. Aber Jesus ist offenbar der Meinung, daß Tiberias ein wenig geeigneter Platz für das Evangelium ist. — Auch in anderer Weise malen unsere Berichterstatter den Mut Jesu. Er ist oft in Lebensgefahr: fast gehört das zu seinem Berufe. Aber niemals kommt ihm der Gedanke, in solcher Gefahr könne es mit seinem Leben vor der Zeit zu Ende gehen. So sehr Jesus mit seinem Tode rechnet: die längste Zeit seines Lebens ist er dessen in bewundernswerter Weise sicher, daß ihm der Tod noch nicht unmittelbar bevorsteht. Zwei Einzelzüge seien herausgehoben. Als eine Krankheit von gefährlicher Ansteckungskraft gilt der Zeit Jesu der Aussatz, und wohl mit Recht: darum umgibt man den Aussätzigen mit strengen Reinheitsbestimmungen (die Zeit ist kaum mehr so naiv, daß sie diese Bestimmungen rein kultisch nimmt). Jesus kümmert sich weder um die Reinheitsbestimmungen, noch um die Ansteckungsgefahr. Er rührt den Aussätzigen an. Eben dadurch heilt er ihn. Weiter. Der See Gennezareth bringt für die Schiffahrt allerlei Gefahren. Jesus weiß das: er ist in der Nähe des Sees zu Hause. Dennoch erschrickt er nicht, wie ihn eines Tages ein schwerer Sturm mitten im See überfällt. Er schilt sogar die Jünger, die vor Angst aufschreien. Der Gegensatz ist bedeutsam. Die Jünger sind teilweise Fischer von Beruf, sind das Leben auf dem See gewohnt, kennen die Mittel, mit denen der erfahrene Mann sich in Seenot hilft. Dennoch sind sie es, die in Furcht geraten. Jesus, obwohl nicht unmittelbar an der Küste heimisch, beruhigt sie.

Damit kommen wir zu einem weiteren Kennzeichen der Willenskraft Jesu. Er hat Macht über andere. Er übt diese Macht mit einem Worte, ja mit einem Blicke aus. Der moderne Seelenerforscher redet von Suggestion. Mir scheint das Wort nicht zu genügen, um den Tatbestand zu decken. Suggestion betrifft oft, wenn nicht in den meisten Fällen, Kleinigkeiten des Alltags,

wie sie Jesus nur selten wichtig sind. Dort, wo der Herr seine persönliche Willensmacht zur Geltung bringt, handelt es sich in der Regel um wichtige Lebenserscheinungen. — Belege findet man besonders dort, wo von den Krankenheilungen Jesu berichtet wird. Auch die Juden heilen Besessene. Aber sie bedürfen umfangreicher Kunstgriffe, um auf die armen Kranken Eindruck zu machen. Zauberformeln werden gesprochen, in denen der Namen Salomos eine Rolle spielt. Ein seltenes Kraut wird den Besessenen vorgehalten. Dabei wird ihnen mit einem Ringe der böse Geist sozusagen aus der Nase gezogen. An der Art Jesu, den Besessenen zu helfen, fällt schon den Zeitgenossen auf, daß er all das vermeidet, was wie Zauberei aussieht. Er treibt die bösen Geister mit einem Worte aus (Mt. 8, 16). Der Eindruck seiner starken Persönlichkeit ist so groß, daß man meinen kann, der Besessene unterliege dem Einflusse des Herrn selbst dann, wenn der Herr sich nicht auf eine Heilung vorbereitet. So bei dem ersten Auftreten Jesu in der Synagoge zu Kapernaum, wie es Markus darstellt. Ein Besessener ist in der Synagoge. Er fängt zu schreien an, ohne daß der Herr sich gerade an ihn wendet. Nun weist ihn Jesus zur Ruhe. Das hat sofort zur Folge, daß der Kranke geheilt wird. Die Besessenen selbst verraten Verständnis dafür, daß Jesus über das Maß der anderen hinausragt. Sie rufen ihn eher als verheißenen Messias an, als andere, selbst eher, als Petrus. Das kann nicht Folge eines besonderen Verständnisses für Frömmigkeit sein; wie sollen die Besessenen dazu kommen! Vielmehr greifen die Besessenen, im Banne der gewaltigen Persönlichkeit Jesu, gleich zu dem höchsten Ehrentitel, den sie kennen. Mit derselben Majestät und demselben Erfolge werden von Jesus andere Kranke behandelt. Ich denke an den Aussätzigen, zu dem Jesus nur die zwei kurzen Herrenworte spricht: „Ich will: sei rein“ (Mk. 1, 41) usw. — Auch über die Gesunden herrscht der Wille Jesu. Zu den Stunden, die den Zeitgenossen am eindrucksvollsten sind, rechnen die Stunden

der Jüngerberufung. Dennoch fällt auf, daß unsere Berichte hier außerordentlich kurz sind. Ein einfaches „Folge mir nach“: und der Jünger folgt nach. Das läßt sich nur so deuten: dem Herrscherworte Jesu kann niemand widerstreben. Denn es liegt kaum so, daß der Herr nur solche in seinen Kreis ruft, die sich ihm dazu anbieten. Jesus geht nicht auf alle Wünsche der Menschen ein, auch wenn sie ihn ehren. Er lehnt es z. B. ab, zwischen streitenden Brüdern ein Erbe zu teilen. Er läßt auch nicht jeden in seinen Kreis eintreten, der eintreten möchte. Der eine wird abgeschreckt: „Die Füchse haben ihre Gruben, und die Vögel unter dem Himmel ihre Nester; aber des Menschen Sohn hat nicht, wo er sein Haupt hinlege“ (Mt. 8, 20). Der andere (ein Besessener, dem Jesus eben Heilung verschaffte) wird zu seiner Familie heimgesandt: er war ihr lange entzogen; sie hat das erste Recht auf ihn. Der Schluß liegt nahe, daß Jesus auch manchen beruft, der zunächst keine Neigung dazu verspürt. Aber nur im Falle des reichen Jünglings hören wir, daß einer den Ruf ausschlägt; das ist ein besonderer Fall aus den letzten Wochen des Lebens Jesu, den man kaum mit den Berufungen der ersten Zeit auf eine Linie stellen darf: hier hat nur die Sorge um die Seele des Jünglings, nicht die Sorge um den Bau des Reiches die Berufung veranlaßt. — Sogar über die Feinde gewinnt der Herrscherwille Jesu Macht. Wenn Jesus die Lebensgefahr, in der er sich oft befindet, kaum als Lebensgefahr fühlt, so hat das seinen Grund auch in der Leichtigkeit, mit der er der Gefahr Herr wird. Gefährlich ballen sich die Menschen in seiner Heimat Nazareth um ihn zusammen: er tastete in einer harten Rede die Vorrechte Israels an. Es gelingt den Menschen gerade noch, Jesus aus der Stadt zu verjagen. Ihn zu töten, vermögen sie nicht: „Er schritt durch ihre Mitte und ging weg“ (Lk. 4, 30). Noch gefährlicher wird der Auflauf um Jesus auf dem Tempelplatze. Jesus spricht Worte von hohem Selbstbewußtsein: „Ehe denn Abraham ward, bin ich“. Man erhebt Steine, um sie

auf ihn zu werfen (der Tempelbau des Herodes ist noch nicht vollendet: so liegen Steine auf den Vorhöfen, die man zu einem solchen Zwecke brauchen kann). Wieder mißlingt der Plan: „Jesus verbarg sich und ging aus dem Tempel" (Jo. 8, 58 f.). Bald darauf, anscheinend am selben Tage, wirkt Jesus wieder in voller Öffentlichkeit.

Man kann nicht zweifeln, daß der Herr mit vollem Bewußtsein den Willen als das Wichtigste am Menschen erkennt. Dort, wo er seinen Jüngern Lebensregeln gibt, betont er den Willen. Man kann nicht zweier Herren Sklave sein: nicht Sklave Gottes und des Mamons. Das Bild ist kühn, wenn man auf die Alltagsverhältnisse blickt. Schon das römische Recht kennt derartige Zustände, in denen ein Sklave, etwa durch Erbanfall, zwei Herren bekommt. Von dem jüdischen Rechte gilt das noch mehr. Es ist also keine schlechthinnige Unmöglichkeit, die Jesus behauptet. Aber gerade wenn dergleichen vorkommt, gewinnt das Wort Jesu Anschaulichkeit: jedermann kennt solche Fälle und vermag deshalb ihre innere Unmöglichkeit nachzuempfinden, die zur Entscheidung des Willens drängt. Öfters hebt der Herr einzelne Leistungen heraus, zu denen die Seinen bereit sein müssen. Sie müssen ihren Meister vor den Menschen bekennen: nur dann wird auch er sich zu ihnen bekennen. Sie müssen bereit sein, ihr Kreuz auf sich zu nehmen und dem Herrn nachzufolgen (Kreuz nicht in dem verflachenden Sinne der Gegenwart: es ist an das Kreuz gedacht, an dem die Römer die rechtlosen Provinzialen hinzurichten pflegen, das Kreuz, das die Verurteilten selbst zur Richtstätte tragen müssen). Aber auch mit allgemeinen Mahnungen werden die Jünger aufgefordert, ihren Willen in den Dienst des Gottesreiches zu stellen. All die Worte von rechten Früchten wären hier anzuführen.

Eines scheint mir bedeutsam. Wirkungen des Geistes spielen auch in den Evangelien eine Rolle. Zunächst bei Jesus selbst. Er weissagt. Er treibt böse Geister aus. Er greift dort, wo er sein Verhältnis zum Vater deutlicher kennzeichnet, zu einer

Formel der Mystik: „Niemand erkennt den Sohn, außer der Vater, und niemand erkennt den Vater, außer der Sohn“ (Mt. 11, 27). Dann bei den Jüngern. Insbesondere gewinnen auch sie die Gabe, böse Geister auszutreiben. Derartige Geisteskräfte (das bezeugt die Religionsgeschichte) haben nicht selten die Wirkung, daß sie den Willen lähmen, der das Leben beherrscht. Davon kann weder bei Jesus, noch bei den Jüngern die Rede sein. Es ist, als wolle Jesus einer derartigen Gefahr vorbeugen, wenn er sagt: „Viele werden an jenem Tage zu mir sprechen: Herr Herr, weissagten wir nicht in deinem Namen? Trieben wir nicht in deinem Namen böse Geister aus? Verrichteten wir nicht in deinem Namen viele Wunder? Da werde ich ihnen bekennen: Ich erkannte euch niemals: weicht von mir, ihr Übeltäter“ (Mt. 7, 22 f.). Die letzten Worte, wie der Zusammenhang, machen deutlich, was Jesus an diesen Geistesträgern vermißt: sittliche Früchte, also rechte Willensbetätigung. Für den Kenner der Religionsgeschichte ist die Tatsache der schärfste Beweis dafür, daß Jesus mit vollem Bewußtsein den Willen in den Mittelpunkt der Persönlichkeit stellt. —

Schon das Urchristentum nennt Jesus den Herrn. Es ist mir zweifelhaft, ob das rein religionsgeschichtlich erklärt werden kann, in dem Sinne: man übertrug auf Jesus, den man göttlich verehrte, den üblichsten unter den damals vorhandenen Göttertiteln. Wir finden die Bezeichnung Jesu als des Herrn vereinzelt schon in judenchristlicher Überlieferung. Jesus selbst sagt bei Matthäus: „Nicht jeder, der zu mir spricht Herr Herr, wird ins Himmelreich kommen“ (7, 21). Das Wort bezeugt Geläufigkeit des Herr-Herr-Sagens. Und in der Ursprache ist uns ein liturgischer Ruf der ersten Gemeinde erhalten, den man doch wohl auf Jesus beziehen muß: Maran atha, unser Herr ist gekommen. Mir scheint hier das Schlußglied für den Nachweis vorzuliegen, daß durch das ganze Evangelium die männliche Art Jesu leuchtet: er ist der Herr.

G. Pätz'sche Buchdr. Lippert & Co. G. m. b. H., Naumburg a. d. S.